

Lisa Dale

Kleine
Wunder

Weltbild

Wie lang ist der Weg nach Hause?

Niemals wieder wollte Adele in ihre Heimatstadt zurückkehren. Doch nun ist ihr Traum von einer Karriere in New York geplatzt. Ohne Freunde oder engere Beziehungen, weiß sie keinen anderen Ort als das kleine Cottage in Notch Lane, das sie von ihrer Mutter geerbt hat. Der freundliche Empfang durch ihre neuen Nachbarn verblüfft die eigenbrödlerische junge Frau, aber noch mehr erstaunen sie die liebevollen Erinnerungen, die die Nachbarn an Adeles Mutter haben, eine harte und verbitterte Frau. Während Adele versucht, die Vergangenheit ihrer Mutter zu entschlüsseln, muss sie sich auch den Gefühlen stellen, die der hilfsbereite Jay in ihr hervorruft.

Lisa Dale

Kleine Wunder

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ulrich Hoffmann

Weltbild

Die Autorin

Lisa Dale ist seit frühesten Jugend ein Bücherwurm und kennt nichts schöneres, als sich mit einem Buch und einer Tasse Tee aufs Sofa zu kuscheln. Nach dem Studium der Geisteswissenschaften arbeitete sie einige Jahre im Verlagswesen.

Mehr über die Autorin erfahren sie unter:

www.lisadalebooks.com

Die amerikanische Originalausgabe von Kleine Wunder erschien 2009 unter dem Titel Simple Wishes bei Forever, ein Imprint von Grand Central Publishing in der Hachette Book Group, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright E-Book-Ausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by arrangement with Grand Central Publishing, New York, NY, USA. All rights reserved.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Lisa Dale

Übersetzung: Ulrich Hoffmann

Covergestaltung: zeichenpool, München

Titelmotiv: Corbis, Düsseldorf (© Guido Cozzi); Shutterstock (© Serg64; © Smit; © Kapu)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-257-5

Für meine Mutter,
die Lilien im Garten herausriss, weil ich dagegen allergisch war; die mir half, in der
vierten Klasse mein erstes Buch zu schreiben; die mich niemals irgendwohin schickte,
ohne mir für mindestens eine Woche selbst gekochte Suppe mitzugeben, und die eine
meiner besten Freundinnen ist.
Danke!

Danksagungen

Ein kurzer Hinweis an die Leser: Ich entschuldige mich für mögliche Irrtümer bei der Transliteration. Ich habe versucht, mich an die neuesten Schreibweisen zu halten, aber weil auch ältere Verfahren noch benutzt werden, war diese Aufgabe nicht einfach, vor allem für jemanden, der kein Koreanisch spricht. Einigen Lesern mag auffallen, dass ich bei Yi Soon Shin nicht die romanisierte Schreibweise verwendet habe, hier stütze ich mich darauf, wie der Name des Helden in den amerikanischen Untertiteln geschrieben wurde, als ich die Serie sah.

Ein riesengroßer Dank geht an: meine Lektorin Michele Bidelspach und meine Agentin Kim Lionetti bei Bookends, LLC. Melanie Murray, die sich von Anfang an für dieses Buch einsetzte. Meine Freundinnen, die frühe Versionen lasen: Lisa Karakaya, Dana Schwartz, Cathy Arnatt. Die anderen Buchfreunde bei www.BookAnatomy101.com, vor allem Suzz Knizner. Meine Mentoren und Freunde beim MFA-Programm der Fairleigh Dickinson University. Paige Wheeler, die mir grundlegende Hinweise gab. Die komplette Pendorf-Familie, vor allem Theresa (Sun Ae), die mich in ihren hanbok kleidete und nicht lachte, als meine Beine unten herausschauten. Oma und Opa, die den Kühlschrank füllten und mir einen Ort boten, um »abzuhauen« und zu schreiben. Tia, die sich immer für mich eingesetzt hat, seit ich Windeln trug. Mom, David und Erica für ihre Liebe und Freundschaft. Und natürlich an Matt, einfach weil er da ist.

Prolog

Zum zwölften Geburtstag schenkte eine Klassenkameradin Adele ein Buch mit Fotos von New York City. Die Seiten waren dick und glänzten. Die Bindung knirschte in Adeles Händen. Sie bedankte sich bei ihrer Freundin und saß, während die übrigen Schüler grüppchenweise vor dem Maschendrahtzaun am Rand des Schulgeländes abhingen, allein an die Mauer des naturwissenschaftlichen Trakts gelehnt, wo keiner sie sehen konnte.

Die Schwarz-Weiß-Bilder der Stadt faszinierten sie: stoische Wolkenkratzer, einsame Parkbänke, an Straßenschilder gekettete Fahrräder, ein eingeschneiter Streifenwagen und Menschen – so viele Menschen. Sie saßen auf breiten Betonstufen, gaben Bettlern Geld, quetschten sich Schulter an Schulter in volle Busse, hielten im Park Händchen. Vor allem die Menschen faszinierten Adele – sie genoss es, sie genau zu studieren und ihr Urteil über sie zu fällen, ohne selbst beurteilt zu werden.

Nach der Schule nahm sie das Buch mit nach Hause, um es ihrer Mutter zu zeigen. Marge warf einen Blick darauf, dann sah sie weg. »Was willst du denn mit so einem Buch?«, fragte sie. Sie schnitt auf einem Holzbrett Zwiebeln, und bei jeder Bewegung schlabberten ihre Oberarme.

Adeles Handflächen lagen schweißnass auf dem glänzenden Umschlag. »Ich weiß nicht«, sagte sie. »Behalten?«

Sie setzte sich an den Küchentisch und fuhr mit den Fingerspitzen über die Seiten. Ihre Mutter stellte ihr ein Glas Milch und ein paar ofenwarme Kekse hin. Adele rührte sie nicht an. Sie starrte intensiv die Bilder an, sie bewunderte sie verzweifelt, aber letztlich unbefriedigt.

»Fahren wir mal nach New York? Zur Freiheitsstatue?«, fragte sie.

»Du willst gar nicht nach New York«, sagte ihre Mutter.

»Warum nicht?«

»Weil es dreckig ist.« Marge zerdrückte eine Knoblauchzehe mit der Rückseite eines großen Löffels, und der Duft breitete sich warm in der Küche aus. »Das ist kein Ort für meine Tochter.«

»Es ist nicht dreckig. Unser Vorgarten ist dreckig. Wir haben nicht mal einen Weg zur Tür.«

»Das reicht.« Marge wischte sich die Hände an einem Küchenhandtuch trocken und griff nach dem Buch. »Lass mich mal sehen.« Sie blätterte in dem Buch, ihre Brille saß auf ihrer Nasenspitze, und das Kinn sackte auf ihre Brust. Adele beobachtete ihre Mutter genau. Sie stellte sich vor, dass ihr Vater – der gestorben war, bevor sie ihn hatte kennenlernen können – mit ihr nach New York gefahren wäre, um die Tauben zu füttern, genau wie es die Leute auf den Fotos taten.

Marge klemmte sich das Buch unter den Arm und ging in ihr Schlafzimmer.

»Was machst du?«, fragte Adele und folgte ihr.

»Das bringt dich nur auf dumme Ideen«, sagte Marge. Die Schlafzimmertür schlug hinter ihr zu.

Adele stand entgeistert da. Sie kämpfte gegen den plötzlichen Drang an, sich mit den Fingern über das Gesicht zu fahren, ihrem Selbstmitleid nachzugeben. Von dem

Augenblick an, als sie ihrer Mutter das Buch gezeigt hatte, war klar gewesen, dass die Chance bestand, dass sie es ihr wegnehmen würde. Und doch hatte sie nicht anders gekonnt. Sie war damit beinahe aus der Schule nach Hause gerannt, weil sie wusste, dass ihre Mutter in der Küche wäre und auf sie wartete. Sie hatte selbst Schuld.

Sie hätte so tun sollen, als bedeutete das Buch ihr gar nichts.

Als Marge aus ihrem Schlafzimmer zurückkehrte, hielt sie das Buch nicht mehr in den Händen. Sie schloss die Tür hinter sich und blieb stehen, sodass die Dämmerung einen rötlichen Schein auf ihre weiße Schürze warf. Sie war nicht groß, aber eine kräftige Frau, mit breiten Schultern, Hüften und Beinen. Bald würde Adele ihr direkt in die Augen sehen können, es fehlten nur noch ein paar Zentimeter. Aber jetzt konnte sie bloß auf ihre eigenen Hände schauen, die sie vor dem Bauch verschränkt hatte.

»Gibst du es mir je wieder?«, fragte sie leise.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ihre Mutter. »Du bekommst etwas anderes. Das verspreche ich dir.«

Adele zwinkerte nicht einmal.

»Und jetzt geh deine Hausaufgaben machen. Ich rufe dich nachher zum Abendessen, es gibt Kuchen zum Nachtsch.«

Sie ging nach oben, wo sie Gänsehaut bekam, weil die Küche der einzig warme Raum im Haus war. Der Duft von Marges Werk schwebte die Treppe herauf, quetschte sich unter Adeles geschlossener Zimmertür hindurch und schwängerte die Luft mit dem Geruch von Gemüse, Gewürzen und Fleisch. Ihr Magen knurrte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch.

Irgendwann vergaß sie das Buch, vergaß New York. Jahre vergingen, bevor sie sich wieder daran erinnerte – aber als sie es tat, stiegen der Duft der Hochglanzseiten und die Romantik der schwarz-weißen Bürgersteige aus ihrer Erinnerung auf, als kämen sie direkt aus ihrem Knochenmark.

Jetzt aber machte sie einfach ihre Hausaufgaben, sie mühte sich mit jedem geschwungenen Buchstaben jedes Wortes, das sie schrieb, und wartete darauf, dass ihre Mutter sie zum Essen herunterrief. Sie erwartete nicht ernsthaft, dass Marge den Diebstahl ihrer Bilder wiedergutmachen würde. Und doch maß sie ihre Mutter, tief in ihrem Inneren, an diesem Versprechen.

Adele ließ ihre übervolle Reisetasche auf den Kiesweg plumpsen.

Das Häuschen stand praktisch unverändert da, trotz der vielen Jahre, die vergangen waren, seit sie zuletzt hier gewesen war. Es erinnerte Adele an eine Kröte: geduckt, kompakt, braun. Die Backsteine und die grauen Schindeln der Seitenfronten waren nicht verblasst. Die großen Fenster zur Notch Lane waren noch heil. Die Ziegel fielen nicht vom Dach, und die Tür klapperte nicht im Wind wie in einem Spaghetti-Western. Adele hatte das Gefühl, dass ihre Mutter noch aus dem Grab heraus Vorschriften machte: Wag es ja nicht, schmutzig zu werden, Haus. Wag es ja nicht, zu verfallen.

Es gab keinen Ausweg mehr. Das Leben hatte sie hierher gezwungen.

Sie konnte nirgendwo anders mehr hin.

Und doch, obwohl sie den Schlüssel schon fast im Schloss stecken hatte, zögerte sie, die Tür zu öffnen. Das Haus war ein schwarzes Loch schlechter Energie, ein Ort, von dem kein Licht entkam. Sie begann zu zittern – nicht so, wie wenn man versehentlich auf einem Arm oder Knöchel geschlafen hat, sondern bis ins Mark hinein. Du lieber Gott, zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sie Angst. Sie verspürte Unsicherheit. Was sollte sie mit ihrem Leben anfangen? Der Wald um sie herum schien zu wachsen und zu wachsen, bis sie sich klein fühlte wie ein Schiffchen auf einem großen, einsamen Meer.

Das Häuschen ihrer Mutter. Grumble Knot, hatte sie es getauft. Home sweet home.

In ihrem Nacken kribbelte es, als sie die Tür aufdrückte.

»Wer zum Teufel sind Sie?«

Die Frage durchschlug die Stille wie ein Pistolenschuss, und Adele zuckte erschrocken zusammen. Mitten in dem Raum, der das Haus bestimmte, stand eine Halbwüchsige, deren finsterer Blick und hochgezogene Schultern zeigten, dass sie zum Kampf bereit war. Zwei unordentliche schwarze Haarknoten klemmten symmetrisch hinter den Ohren. Das Mädchen war klapperdürr unter ihrer Cordjacke und in ihrer Carpenter-Jeans, aber ihre Haut war wundervoll, fast durchscheinend im Kontrast zu den blitzenden, dunklen, mandelförmigen Augen.

»Ich könnte dich dasselbe fragen«, sagte Adele und zwang sich, nicht vor diesem kleinen Biest Angst zu haben. Das Mädchen zuckte zusammen, nervös wie ein junges Reh. Es schaute zur Tür und antwortete nicht.

»Was treibst du hier?«, erkundigte sich Adele lauter. Sie hatte nicht das Gefühl, dass die muffige, vergessene Hütte ihrer Mutter tatsächlich ihr gehörte, und wäre die Bude vor einem Jahr abgebrannt, hätte sie das wahrscheinlich nicht weiter gekümmert. Aber jetzt durfte sie es zu keinem Unterschlupf für missratene Teenager werden lassen. Nicht, wenn sie hier einziehen wollte. »Sag mir, was du hier treibst.«

»Ich wollte gar nichts. Ich habe bloß aufgeräumt. Für Sie.«

»Aha.« Adele sah sich im größten Raum des Häuschens um, der zugleich Küche, Wohnzimmer und Esszimmer war. Sie bezweifelte, dass dieses Mädchen etwas damit zu tun hatte, dass Grumble Knot relativ sauber war. Sie schnupperte und warf einen Blick auf den Aschenbecher und das Päckchen Mentholzigaretten auf dem niedrigen Couchtisch.

»Und gehört das Rauchen zum Säubern?«

»Es geht Sie gar nichts an, wenn ich rauche«, blaffte das Mädchen und starrte Adele herausfordernd an.

»Sehr wohl, wenn du es in meinem Haus tust.«

»Pah. Sie klingen wie meine Mom.«

»Wenn du einen Schlüssel hast, dann gib ihn mir. Sofort.« Adele zuckte zusammen, als sie ihre eigene Stimme hörte, so hochnäsiger, so unerbittlicher. Sie klang wie ihre Mutter. Als wollte sie deren Geist heraufbeschwören.

Sie zwang sich, sanfter zu werden. »Hör mal, ich heiße Adele. Das hier ist mein Haus. Ich will ein paar Wochen hier wohnen. Deswegen brauche ich meinen Schlüssel zurück, wenn du einen hast.«

Das Mädchen presste die Lippen zu einer dünnen weißen Linie zusammen. Adele konnte sehen, dass sie zögerte, aber sie wussten beide, dass ihr nichts anders übrig bleiben würde, als zu gehorchen. »Und ...?«

»KAYLEIGH?« Eine Männerstimme. Schritte auf dem Kiesweg. »Kayleigh, du bist besser NICHT wieder in dem Haus da«, warnte die Stimme dröhnend.

Ein Ausdruck nackter Panik huschte über das Gesicht des Mädchens. Sie riss die Augen auf, und ihr Mund formte ein erschrockenes O. Sie schnappte sich ihre Zigaretten und hastete dann um den Couchtisch herum zur Hintertür. »Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

Als sie auf der Schwelle der Hintertür stehen blieb, hatte sich ihr Gesichtsausdruck verändert: Ganz plötzlich konnte Adele sehen, wie jung sie war, wie verzweifelt und ängstlich. Kayleighs Ausdruck berührte etwas in ihrem Inneren, eine unscharfe Erinnerung, derer sie nicht einmal ganz sicher war. Auch sie war einmal so jung gewesen, so verwundbar.

»Sie haben mich nie gesehen. Bitte! Ich war nie hier.«

Adele blieb keine Zeit zu antworten. Das Mädchen huschte hinten hinaus, und Sekunden später erreichte ein älterer Mann, der aussah wie ein Großvater, die Haustür. Sein leuchtend weißes Haar fiel ihm zerzaust in die Stirn, und seine Hosenträger spannten sich über einem dicken Bauch in einem Flanellhemd. Adeles Gedanken überschlugen sich. In den fünf Minuten hier hatte sie schon mehr Besucher als in Brooklyn in einem ganzen Monat. Und sie hatte befürchtet, einsam zu sein.

»Wenn Sie was klauen wollen, vergessen Sie's«, sagte er. Er kam mehr hinkend als gehend herein.

Adele trat einen Schritt zurück. »Oh nein, ich bin kein Dieb. Ich bin die Besitzerin.«

»Ach ja? Wie heißen Sie?«

»Adele Matin.«

»Sind Sie mit Marge verwandt?«

»Sie war meine Mutter.«

»Ist Adele Ihr richtiger Name?«, fragte er.

»Nein«, sagte sie und spürte eine Enge in der Brust. Sie hatte ihren richtigen Namen, den Namen, den ihre Mutter ihr gegeben hatte, seit Jahren nicht mehr laut gesagt. Adele war für sie ganz normal, so normal und richtig, dass sie ihn in sich aufgenommen und selbst in ihre Kindheitserinnerungen eingeflochten hatte. Sie war jetzt Adele, durch und durch. »So werde ich genannt.«

»Ihre Mom hätte das gehasst.«

»Ja, das stimmt«, sagte Adele, um ihn wissen zu lassen, dass es nicht zur Diskussion stand.

Der alte Mann nickte, aber auf seinem Gesicht zeigte sich Missbilligung. »Sie haben keinen Strom, das wissen Sie?«

»Ja, ich weiß«, sagte sie.

»Da müssen Sie die Stromfirma anrufen. Was das Wasser angeht, das Haus steht über einer Quelle – das sauberste, klarste Wasser, das sie je trinken werden. Aber dafür muss jemand, der ein bisschen gelenkiger ist als ich, sich in den Kriechkeller zwängen, um es anzudrehen.«

Adele sagte nichts. Sie hatte keine Ahnung, wie sie das Wasser aufdrehen sollte.

»Na ja, ich kann Ihnen ja wenigstens ein paar Kerzen holen«, sagte er. »Im Wald hier wird es früh dunkel, wegen der Bäume.«

»Danke. Vielen Dank.«

Er kam auf sie zu, und sie hätte schwören können, dass sie seine Knie quietschen hörte. Er streckte die Hand aus. Sein Lächeln bildete kleine Fältchen in den Augenwinkeln, seine Augen waren vom selben klaren Blau wie der Herbsthimmel. Zusammen mit dem Strahlen seines dichten weißen Haars und der scheinbar anhaltenden Rötung seiner Wangen war es schwer vorstellbar, dass er Böses im Schilde führte. Adele mochte ihn.

»Ich bin Al Lopresti.«

Sie schüttelte ihm die Hand, und die Spannung zwischen ihnen legte sich etwas. »Nett, Sie kennenzulernen.«

Der Mann verlagerte sein Gewicht und legte seine Hand auf den Küchentresen, er stützte sich regelrecht darauf. Dann stieß er den Atem aus, als habe er Schmerzen.

»Wollen Sie sich setzen?«, fragte sie. Die Frage fühlte sich eigenartig an, denn das Häuschen war nicht wirklich ihr Zuhause. Dieser Mann fühlte sich hier wahrscheinlich heimischer als sie. War er derjenige, der all die Jahre hier für Ordnung gesorgt hatte?, überlegte sie.

»Alles in Ordnung.« Er richtete sich auf. Dann verschränkte er die Arme und sah sich stumm im Zimmer um, als suche er nach etwas. Adele sah ihn an, und ihre Nackenhärchen sträubten sich. Spähte er sie etwa aus? Sie hasste es, wenn andere Menschen zu neugierig waren. Sie räusperte sich.

Schließlich sagte er: »Was essen Sie zu Abend?«

Sie versuchte, sich zu entspannen. Wahrscheinlich hatte er sich umgesehen, um festzustellen, ob sie etwas zu essen gekauft hatte. Hatte sie nicht.

»Kommen Sie doch zu uns rüber und essen Sie mit mir und meiner Frau«, sagte er.

»Mögen Sie koreanisch?«

»Ist das ein Witz?«

Er schob die Unterlippe vor, als müsste er ernsthaft über ihre Frage nachdenken. Einen Augenblick lang konnte Adele sich vorstellen, was für ein süßer Junge er einmal gewesen sein musste – ein frecher Wirbelwind mit einem teuflischen Grinsen. Der kleine Junge war immer noch ein wichtiger Teil des alten Mannes.

»Ich habe noch nie koreanisch gegessen«, sagte sie verwirrt. Wo um Himmels willen gab es hier in den Bergen einen Koreaner?

»Gut. Wir wohnen zwei Häuser weiter – das weiße mit dem steinernen Engel davor.«

»Also, ich weiß nicht«, sagte sie. »Ich habe hier viel zu tun ...« Ihre Stimme versagte. Ihr Instinkt riet ihr, die Einladung abzulehnen, sie wollte sich nicht zu sehr mit den Leuten hier in der Gegend einlassen. Aber die Vernunft, in Form ihres knurrenden Magens, erinnerte sie daran, dass sie seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte. Sie würde bald Kopfschmerzen bekommen, wenn sie nichts zu sich nahm. »Ach, wissen Sie was? Ich glaube schon. Danke.«

Al lächelte und knetete seine Hände, als wollte er noch etwas sagen, nickte dann aber nur und wandte sich ab. Er ließ Adele neben der Spüle in der Küche stehen. Dahinter befand sich ein kleines, vorhangloses Fenster zur Straße hin, und sie konnte sehen, dass die Blätter noch kaum Anzeichen des Herbstes zeigten. Aber bald schon würden sie sich über Nacht verfärben, so war das Anfang September in den Bergen. Sie hatte es vergessen, bis jetzt.

Sie sah sich in dem dämmrigen, einsamen Raum um. Wie das Äußere war auch die Inneneinrichtung pilzfarben: braun, gelb, Cremetöne, alles gedämpft und blass. Eine enge, kajütenhafte Küchenzeile befand sich am Rand des Wohnzimmers, in dem üppig gepolsterte Möbel ausgebleicht schliefen und verstaubten. Auf dem ovalen Esstisch standen entsetzliche künstliche Sonnenblumen. Über das Sofa hatte ihre Mutter ein Bild von wilden Pferden gehängt, die über eine windgepeitschte Steppe galoppierten.

Alles war genauso, wie ihre Mutter es hinterlassen hatte. Marges Schwester Christine – Adeles Tante – war zur Vollstreckerin von Marges Testament ernannt worden. Marge hatte Grumble Knot – das Grundstück, das Haus und alles, was sich darin befand – Adele vermacht. Und soweit Adele wusste, hatte Christine hier nichts verändert. Das kleine Haus befand sich noch in genau dem Zustand, in dem ihre Mutter es hinterlassen hatte. Über die Jahre hatte Adele immer wieder mit der Idee gespielt, die Hütte zu verkaufen – aus finanziellen Gründen. Aber sie hatte sich einfach nicht dazu durchringen können, sich davon zu trennen, sie sagte sich, das Haus wäre der Plan B, den sie nie umsetzen wollte. Bis heute.

Jetzt, wo sie wieder allein war, wusste sie nicht, was sie tun sollte. Auspacken? Sauber machen? Sich umsehen? Plötzlich war sie nutzlos. Hoffnungslos. Zwecklos. Eine einunddreißigjährige Frau, die mitten in dem kleinen Häuschen ihrer toten Mutter stand, ohne Arbeit, ohne richtige Freunde, ohne Zukunftsaussichten und mit einer lächerlichen Ausbildung.

New York City hatte sie durchgekaut und ausgespuckt. Ihr Job, ihre Wohnung, ihr Leben – all das in jener Nacht war in Flammen aufgegangen, in der sie sich entschieden hatte, mit dem falschen Mann ins Bett zu gehen. Wie dumm sie gewesen war – sich zu entspannen und jemandem zu vertrauen. Noch einmal würde ihr das nicht passieren.

Sie stemmte die Hände in die Hüften und richtete sich auf.

Sie hatte sich schon einmal neu erfunden, als sie mit siebzehn ihr ganzes Leben zurückgelassen hatte, um in einer Stadt voller Fremder neu anzufangen. Sie hatte es damals gekonnt, sie würde es jetzt können. Sie trug immer noch die nötige Kraft dafür in

sich, irgendwo.

Als sie die Tür von Als Haus erreichte, klopfte ihr Herz schnell. Wer konnte wissen, was für schreckliche Dinge Marge diesen Leuten über sie erzählt hatte. Undankbar, hatte sie sie vielleicht genannt. Verantwortungslos. Egozentrisch. Vielleicht hatte sie auch das Wort verlassen benutzt, wie in: Meine Tochter hat mich verlassen. Wie konnte sie sich gegen die Worte einer Toten wehren? Adele schwor sich, wenn es ihr bei den Loprestis unangenehm würde, würde sie einfach gehen. Essen war nicht so wichtig wie Überleben.

Tatsächlich erkannte sie Als Haus an dem kleinen Zementengel, der betend neben einem großen silbernen Fahnenmast stand. Es wirkte frischer als die anderen in der Straße: eine neue weiße Verkleidung, rote Geranien in Töpfen, lila Vorhänge in dem großen Vorderfenster. An einem Baum am Anfang der Auffahrt befand sich ein rautenförmiges Schild mit der Aufschrift: WER DAS LESEN KANN, IST IN SCHUSSWEITE.

Aber als die Tür aufging, glaubte sie doch, das falsche Haus erwischt zu haben.

Durch die Fliegengittertür sowie die dickste rosa Plastikbrille, die Adele je gesehen hatte, schaute eine kleine Asiatin sie an. Vielleicht koreanisch, vermutete Adele. Als die Frau lächelte, drückten ihre runden Apfelbäckchen gegen ihre Brille. Der Duft von Knoblauch, Ingwer und Sesam vermischte sich mit der kühlen Abendluft.

»Adele? Ja? Annyeonghasey.« Sie öffnete die Tür. Ihr Hauskleid mit viktorianischen Kohlrösen und Schmetterlingen darauf endete knapp unterhalb der Knie; ihre kleinen Füße wirkten in den weißen Gesundheitsschuhen noch winziger. »Willkommen, willkommen«, sie verbeugte sich wieder und wieder, es war fast wie ein nervöser Tick. »Ich bin Beatrice Lopresti.«

Adele konnte Spuren eines Akzents durch das an sich geschmeidige Englisch der Frau schimmern hören; sie sprach ihren Namen dreisilbig aus: Beh-ah-treece.

»Danke für die Einladung.«

»Marges Tochter ist bei mir im Haus immer willkommen«, sagte Beatrice und verbeugte sich erneut.

Adeles Magen krampfte sich zusammen. Nicht nur hatte Beatrice ihre Mutter gekannt, sondern offensichtlich auch gemocht. Was logischerweise hieß, dass sie Marges missratene Tochter nicht mochte.

Beatrice trat einen Schritt zurück und kniff die Augen zusammen. »Ich habe Sie mir anders vorgestellt.«

Adele warf verunsichert einen Blick auf ihre Füße. Ihre Mutter hatte abstehendes, krauses braunes Haar gehabt, Adeles war lang, glatt und hatte von Natur aus den Ockerton Nr. 5; momentan hatte sie es jedoch dunkler gefärbt. Die Augen ihrer Mutter waren hellblau gewesen, Adele liebte das Haselnussbraun ihrer Iris. Und während das Gesicht ihrer Mutter von einer natürlichen Blässe gewesen war, mit hauchzarten Wimpern und Brauen, war Adeles Gesicht frisch gepudert, und dunkler Eyeliner und Mascara betonten dessen ovale Form sowie ihre hohen Wangenknochen. Sie schrieb fast keine ihrer körperlichen Eigenschaften ihrer Mutter zu – abgesehen von ihren vollen Rundungen und den fünf oder sechs Pfund, die sie offenbar nie loswerden konnte.

»Sie sind so hübsch«, sagte Beatrice. »Schöne Haut. Und nicht so eine große Nase.«

Adele unterdrückte ein Lachen. »Ich sehe wohl eher aus wie mein Vater.«

»Nun ja, ich sehe eher aus wie meine Mutter«, rief Al und grinste breit, als er auf sie zukam. Er trug das weiße Haar akkurat gescheitelt und hatte sich rasiert. Das rote Flanellhemd, das er zuvor getragen hatte, hatte er gegen ein grünes getauscht. Er legte einen Arm um seine Frau; es sah aus wie ein Eisbär, der neben einem Pinguin steht. »Ich habe die Augen meiner Mutter, die Nase meiner Mutter, den Bart meiner Mutter«, sagte er.

Adele lachte, und Beatrice duckte sich aus dem Zimmer, vermutlich ging sie in die Küche. Adele konnte keine Ablehnung in Beatrices Verhalten erkennen, war aber dennoch auf der Hut.

»Willkommen im Lucky Moon«, sagte Al und legte ihr eine Hand auf den Arm. »Wir haben das Haus so genannt, weil es weiß ist. Und weil es Glück bringt, sagt Beatrice. Glücklich wie der Vollmond. Wie finden Sie das?« Al plauderte weiter, während er sie durchs Haus führte. Es war makellos. Magazine stapelten sich ordentlich neben Ledersesseln. Minzpastillen glitzerten wie Juwelen in einem kleinen Schälchen auf dem gläsernen Couchtisch. Fotos lächelnder Menschen, Koreaner und Amerikaner, hingen an allen Wänden und standen auf allen Tischen. Al griff nach dem Bild eines Mädchens in einem schwarzen Lackrahmen.

»Meine Enkelin Kayleigh«, sagte er und reichte es ihr. Adele ließ sich nicht anmerken, dass sie die dunklen Augen wiedererkannte. Vorhin in dem Häuschen hatte Kayleighs Körper eine gewisse Härte ausgestrahlt. Aber auf dem Bild saß sie friedlich auf einer Steinmauer an einem Aussichtspunkt. Hinter ihr wandelten sich die Berge von Grün zu Blau zu Grau, bevor sie mit dem Himmel verschmolzen.

»Wir kommen vor allem am Wochenende her«, sagte Al. »Nur manchmal auch unter der Woche. Kayleigh kommt auch, wenn sie kann.«

»Sie leben hier nicht das ganze Jahr?«

»Nein. Wir haben ein Haus in Phillipsburg. Der Einzige, der hier das ganze Jahr lebt, ist Jay der Einsiedler. Ihm gehört das Tarpaper, das Häuschen direkt neben Ihrem. Sie können es jetzt nicht sehen – es liegt ziemlich weit von der Straße entfernt – aber im Winter, wenn die Blätter gefallen sind, können Sie vermutlich die Haustür ausmachen. Haben Sie ihn schon kennengelernt?«

Sie schüttelte den Kopf, während Al ihr einen Stuhl zurechtrückte. In der Küche war es angenehm warm und roch gut. Schüsseln voll Reis standen neben kleinen Tellern mit Anchovis. Baguettescheiben lagen neben einer Schüssel mit Kartoffelbrei aus roten Kartoffeln und gimchi.

»Mögen Sie Essen aus dem Wok?«, fragte Beatrice. »Das hier ist tteokbokki.«

Adele schaute in eine Pfanne mit Pilzen, Karotten, Gurken und Bambusschösslingen.

»Wenn Sie so was nicht mögen, haben wir auch Tiefkühlpizza«, sagte Al.

»Nein, das ist toll.«

Beatrice füllte ihre Teller, ihren eigenen zuletzt. Sie neigte ihren Kopf zum Gebet, still und nur für sich, bevor sie zu essen begann. Al schien es nicht aufzufallen.

»Was führt Sie hier in die Berge?«, fragte er.

Adele aß einen der Pilze. Sie überlegte, ob etwas an ihr ihr Geheimnis ahnen ließ, so

wie eine Narbe einen entkommenen Sträfling verriet. Hatte sie einen nervösen, unbewussten Tick, oder sprach sie mit gepresster Stimme und verriet dadurch: Ich habe mein Leben vermässelt?

Aber vielleicht las sie auch zu viel in die Frage hinein. Sie fühlte sich ein wenig abwehrend. Den Loprestis die Wahrheit zu sagen wäre ungefähr so, wie sie ihrer Mutter zu gestehen, als würde Marge hinter der Wand stehen und lauschen, nur um gleich hervorzuspringen und zu sagen: Wusste ich's doch!

Adele streckte das Kinn vor. »Ich habe meinen Job gekündigt.«

»Wirklich? Was haben Sie gearbeitet?«

»Ich war Leiterin einer Kunstgalerie.«

Sie hatte mit siebzehn an der Kasse angefangen, und als ihre Kollegen einer nach dem anderen kündigten, um ihren Träumen zu folgen – sie wollten Künstler oder Schauspieler oder sonst was werden –, hatte sie jedes Mal deren Aufgaben übernommen, bis sie zur Filialleiterin aufgestiegen war.

»Warum haben Sie gekündigt?«, fragte Al.

»Ein Mitarbeiter und ich hatten unterschiedliche Auffassungen.« Sie musste jetzt nicht die Drohungen, die einstweiligen Verfügungen, ihren Ex-Freund oder die Tatsache erwähnen, dass sie aus ihrer eigenen Wohnung geflogen war und dass keiner ihrer »Freunde« willens gewesen war, ihr zu helfen. »Genau genommen bin ich ganz froh, mal eine Weile aus der Stadt rauszukommen«, fuhr Adele fort.

Das war gelogen. Sie hatte ihren Job in der Galerie gemocht. Schon jetzt vermisste sie den Duft der frisch geölten Hartholzböden und das Nachmittagslicht, das durch das große Fenster hereinfiel und sie immer augenblicklich müde machte. Es war nicht schwierig, aber ein anständiger Job – genau die richtige Mischung aus Herausforderung und Gewohnheit. Die anderen Angestellten kamen und gingen, aber sie war zufrieden mit ihrer alljährlichen Gehaltserhöhung und der stetig zunehmenden Eigenständigkeit. Sie hatte sich ein Leben aufgebaut. Ganz allein.

Bis sie alles verloren hatte.

»Nun ja«, sagte Al. »Sie scheinen mir ganz patent zu sein, mein Mädchen. Sie finden bestimmt bald wieder Arbeit.«

Adele presste die Lippen aufeinander, um nicht loszulachen. Es war lange her, dass jemand sie ein Mädchen genannt hatte. Aber vielleicht war sie aus Als Sicht eines. Sie korrigierte ihn nicht.

Sie plauderten noch eine Weile, wobei vor allem Al redete und dann und wann über Beatrices Kochkünste spottete. Er sprach fröhlich und mühelos – wenn sein Charme auch manchmal etwas kantig war. Er erzählte schmutzige Witze, deren Pointen Adele meilenweit kommen sah, und Beatrice verdrehte die Augen. Obwohl Al fröhlich war, konnte Adele sehen, dass ihn dann und wann etwas schmerzte, so wie er hin und her rutschte, und sein Blick wurde ab und zu glasig, aber dann verschwanden die Anzeichen wieder wie Wolken an einem windigen Tag.

Beatrice andererseits schwieg meist, außer um zu fragen: »Sie haben einen Liebsten?«

Adele war erstaunt. »Äh ... nein.«

»Warum nicht?«

»Also bitte ...« Adele lachte.

»Sie wollen nicht heiraten, Familie haben?«, fragte Beatrice.

Adeles Herz gab ein tiefes, verängstigtes Klopfen von sich. Ein Schmerz, den sie seit Jahren nicht empfunden hatte. Sie wollte antworten, fand aber keine Worte.

»Komm jetzt.« Al schlug mit einer fleischigen Faust auf den Tisch. »Nun lass doch das Mädchen in Ruhe, Frau. Wie wär's, wenn du irgendwann heute noch einem alten Mann seinen Kaffee bringst?«

Beatrice ignorierte ihn und wandte sich wieder an Adele. »Sehen Sie? Sehen Sie, wie viel Spaß es macht, verheiratet zu sein?«

Adele kochte innerlich und schaute weg. Ganz grundsätzlich konnte sie es nicht leiden, dass ein alter, weißer, männlicher Waffenbesitzer einer etwas jüngeren koreanischen Frau, die still betete, wenn keiner hinsah, Befehle erteilte. Beatrices Einfluss zeigte sich überall im Haus – in der Sauberkeit des Wohnzimmers, dem Duft nach Zitrone im Vorflur, der beeindruckenden Darreichung des Abendessens – während Al fröhlich den Besuch (und sich) unterhielt, als wäre er der Star der Show und seine Frau nur ein Hilfsarbeiter.

»Gut, ich hole dir Kaffee«, sagte Beatrice und erhob sich. Er hielt sie mit einer Hand auf dem Arm auf und zeigte sein schönstes Lächeln. Sie seufzte und beugte sich hinunter, um ihn auf die Wange zu küssen. Als sie zum anderen Ende der Küche ging, konnte Adele sehen, dass sie ein Grinsen mit der Hand verbarg.

Eigenartig, dass es manchen Frauen gar nichts ausmacht, wie Dienstboten behandelt zu werden, dachte Adele. Aber es war nicht an ihr, zu urteilen. Nicht heute. Wenn die ungebetenen Erinnerungen an ihre Mutter sie zynischer als sonst gemacht hatten, dann war das ihr Problem – nicht das der Loprestis. Heute würde sie es sich bloß erlauben, dankbar zu sein. Das Essen war großartig, das Gespräch interessant, und zumindest im Moment kam Adele mit dem Leben klar.

Das war mehr, als sie sich hatte erhoffen können. Es war genug.

Als der Tisch abgeräumt und die Kaffeebecher leer getrunken waren, sah Al deutlich müde aus. Er sagte Beatrice, sie solle eine Tüte mit etwas zu essen, einer Taschenlampe und Streichhölzern packen, und fragte Adele, ob sie ein Buch zu lesen habe. Wenn nicht, könne er ihr vielleicht etwas leihen. Adele folgte ihm in ein langes, rechteckiges Wohnzimmer und wählte eine Biografie über Präsident Truman aus. Beatrice suchte aus den Schränken ihre Ausrüstung zusammen.

An der Haustür nahm Adele einen tiefen Atemzug Nachtluft, die nach der heimeligen, fast erstickenden Wärme im Häuschen der Loprestis erfrischend war. Al hatte sich bereits verabschiedet und ging zurück ins Haus, aber Beatrice stand noch in der Tür, sie hielt sie halb offen, als wäre da noch etwas Unerledigtes zwischen ihnen. Heuschrecken und Grillen ließen die Luft klingen, aber unter dieser nächtlichen Musik verbarg sich nur die kalte, dichte Stille des Waldes.

Adele zögerte. »Also, danke noch mal. Sie waren beide sehr nett.«

»Ich wäre freundlich zu jedem, aber Sie sind Marges Tochter, also bin ich besonders freundlich zu Ihnen.«

Adele verstand. Freundlichkeit ihr gegenüber war eine Freundlichkeit ihrer

dahingeschiedenen Mutter gegenüber. Aber andererseits bezweifelte sie, dass Marges letzter Wunsch Freundlichkeit ihrer Tochter gegenüber gewesen war. An schlechten Tagen fiel es ihr leicht, zu glauben, dass Marge sie mit dem Fluch belegt hatte, immer zu scheitern.

Beatrice lächelte, als könnte sie Adeles Gedanken lesen. »Ihre Mutter wäre sehr, sehr zufrieden, dass Sie hier sind.«

Adele nahm ihre Tüte in die andere Hand. Sie fragte sich, ob sie von derselben Frau sprachen. Marge, die nicht einmal versucht hatte, ihre Tochter wiederzusehen, nachdem diese mit siebzehn ausgezogen war. Marge, die die Tür zu ihrem Schlafzimmer nicht nur geschlossen hielt, sondern den Großteil von Adeles Jugend tatsächlich abschloss.

Adele dachte an das letzte Mal, als sie ihre Mutter gesehen hatte, nachdem sie ihre Sachen gepackt und in den Wagen geworfen hatte. Marge hatte auf der Veranda gestanden, sie trug eine braune Leggings und lila Socken. Ihre Arme, dick und fleischig, hatte sie über ihrem T-Shirt verschränkt.

Sie hatten sich an diesem Tag nicht gestritten. Gestritten hatten sie davor. Jahre, dann Monate, dann Tage, bevor sie ging. Hatte es einen konkreten Anlass gegeben, abzuhaufen? Was Adele anging, so war ihr ganzes Leben auf den Moment hinausgelaufen, als ihre Mutter dort auf der Veranda stand und auf sie herabsah und die Zukunft Adele lockte. Sie war jedoch innerlich lange schon Stück für Stück gegangen.

Sie hatte den Kofferraum ihres Wagens zugeknallt, während Marge sie anstarrte wie eine ärgerliche Vermieterin. Statt sich zu fühlen, als würde sie endlich und aus eigenen Stücken ausbrechen, hatte Adele das Gefühl, als wäre sie wortlos gebeten worden zu gehen. Sie weinte den ganzen Weg nach New York – weinte, wie sie nicht geweint hatte, seit sie fünf Jahre alt gewesen war. Sie hatte das Gefühl, als hätte man ihr das Herz aus der Brust gerissen. Aber sie hatte keine Wahl gehabt. Marge wollte sie nicht, mochte sie nicht. Sie musste gehen.

Nachdem sie weggezogen war, hatte Adele eine Weile insgeheim der Fantasie nachgehungen, dass ihre Mutter nach New York kommen und sie suchen würde. Sie stellte sich vor, dass irgendwann die Klingel zu ihrer Wohnung ging und ihre Mutter dort stünde, sie mit großen Augen und überwältigt ansah, aber auf alle Fälle entschuldigend. Adele hätte dann langsam die Tür zu ihrer Wohnung geöffnet und ihre Mutter eingelassen. Mit ihrem eigenen Kessel hätte sie auf ihrem eigenen Herd Tee gekocht. Aber die Jahre vergingen, und Marge kam nie. Das war es, was am meisten wehtat. Wie leicht ihre Mutter sie aufgegeben hatte.

Adele fuhr mit den Zehenspitzen über den Kiesweg, das Licht des Lucky Moon fiel durch die Fenster und beleuchtete die Nacht. Nur ein Hauch Feuchtigkeit lag in der Luft, die letzten schwachen Überreste der Sommerwärme.

Beatrice war an diesem Abend so nett zu ihr gewesen, so offen und großzügig. Niemand hatte angedeutet, dass Adele keine gute Tochter gewesen wäre. Marge war kaum erwähnt worden, aber zumindest Adele hatte ständig an sie denken müssen.

Was genau hatte ihre Mutter diesen Menschen von ihr erzählt? War es möglich, dass Marge ihren Freunden gegenüber nicht über Adele hergezogen war?

Hatte Adele unrecht?

Sie schaute zu der Außenleuchte, die in wilden Kreisen von Motten und Fliegen umschwirrt wurde.

»Sie glauben, meine Mutter wäre froh, dass ich zurück bin?«, fragte sie, und ein eigenartiger Hoffnungsschimmer keimte in ihrer Brust.

»Ihre Mutter wusste, dass wir ihr das Häuschen abkaufen wollten. Aber sie hat es Ihnen hinterlassen. Vielleicht wollte sie es auf ihre Art für Sie bewahren.«

Etwas Warmes rührte sich in Adeles Herz. An dem Tag vor so vielen Jahren, als sie von zu Hause weggefahren war, hatte sie so lange und heftig geweint, dass sie, als sie die Straßenmaut kurz vor New York bezahlen musste, ihr Gesicht hatte abwenden müssen.

Jetzt drohten dieselben alten Tränen wieder hochzukommen, als wären sie nie ganz zu Ende geweint worden. Weil sie nichts sagen konnte, winkte sie Beatrice einfach nur zu. Dann ging sie die Auffahrt entlang, sie kämpfte gegen den Drang zu laufen, zu rennen, zu fliehen – als wäre das Lucky Moon nicht das warme, einladende und großzügige Heim einer netten Familie, sondern Adeles ganz persönliche Folterkammer, ihre geheimste Hölle.